

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Germán Kratochwil
Scherbengericht

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Die Linde ist der Baum der Wohnlichkeit.

ADALBERT STIFTER, »Nachsommer«

MARTIN UND KATHA

Der Satellit zeigt dir die Peninsula Valdés wie ein Disco-Täschchen, das am patagonischen Festland hängt. Aber hier unten rollst du über eine endlose Landbrücke auf sie zu: Ozean rechts, Ozean links, du kannst dich nicht verfahren. Ein absurder Umweg ist das schon, wenn dein wirkliches Ziel Quemquemtréu heißt – nicht am Meer gelegen, sondern hoch oben in den Kordilleren –, und wenn du auf dem Weg dorthin auch noch ein Meeting mit den Mapuches auf dem Programm hast. Das weißt du alles längst, hast es von Anfang an gewusst, gestand Martin Holberg sich ein; den schweren Wagen lenkte er nur noch mit links, ohne langsamer zu werden. Ja, ein Riesenumweg, und es war sein Fehler, auf Kathas bizarre Wünsche einzugehen: erst einen ganzen Tag whale watching, dann noch das sogenannte Sanktuarium der Lady Di ... Ist ihr denn wirklich geholfen, wenn man jedem ihrer Einfälle nachgibt? Sind sie es wert, ein Treffen mit den Indigenen zu verpassen oder gar bei Mamas neunzigster Geburtstagsfeier zu fehlen?

Vorhin, als er noch in der Steppe nach Hinweisen auf die Landbrücke suchte, hatte ihn im Rückspiegel der Sonnenuntergang überrascht. Das schwarze Asphaltband zog ihn immer nur ostwärts, wo es irgendwo im gelben Dunst des vertrockneten Grases verschwamm. Vor der Motorhaube flatterte ein vollgefressener Geier von plattgewalztem Aas hoch. Hinter einem Dornbusch starteten ein paar Guanakos herüber, als hätten sie noch nie ein Auto vorbeijagen sehen. Was ist das nur für eine öde Durchreislandschaft! Aber nicht zu vermeiden, wenn du deine Ziele erreichen willst. Fragt sich nur: Welche? Und vor allem: Wozu? Das

wiederholte er für sich nun schon eine ganze Weile. Was konnte ihm nach elf Stunden Fahrt und in solcher Gegend denn sonst noch einfallen, um das Einschlafen zu verhindern? Ein durchlöchertes Straßenschild, die willkommene Zielscheibe für Besoffene, hatte endlich die Nähe der Península Valdés angekündigt. Doch die Mitteilung, laut in den Wagenfond gerufen, war ohne Antwort geblieben. Nach der Erregung des späten Nachmittags musste Katha eingeschlafen sein.

Sie erreichten den Rand der Steilküste, den Golfo Nuevo. Tief unten, in der weitgespannten Bucht, flimmerte im letzten Sonnenlicht der Südatlantik. Diese breiten, trägen Wellen hatte er vor vierzig Jahren schon einmal durchkreuzt, als Student auf Darwins Spuren, an Deck eines stinkenden Trawlers, der ihn nach Puerto Pirámides brachte. Jetzt musste er hastig herunterzuschalten: An hohen Sedimentschichten vorüber ging es ein paar Schleifen lang steil hinab, und bald darauf tauchten im Schatten des Abgrunds, wie aus der Erinnerung, die bunten Holzbuden und Katen des Fischerdorfs auf. Bewegungslose Gestalten auf den Veranden, trübes Licht in den Fenstern, Musikfetzen aus einer Kneipe. Der Sandboden verschluckte das Fahrgeräusch des staubigen Mercedes.

Tatsächlich hatte Katha, die Beine an den Leib gezogen, auf dem Rücksitz geschlafen. Erst das Knirschen der Reifen auf dem Schotter vor dem Motel weckte sie jetzt. Der Dieselmotor verstummte; auch die Bilder und Stimmen, die sie am Tag heimgesucht hatten, waren wie abgeschaltet. Und die jähe Stille wirkte belebend. Martin stemmte sich mit seiner Standardfloskel – *»Well, here we are!«* – aus der Wagentür, richtete sich langsam auf. Aber Kathas junger Körper war schon aus seiner Fötushaltung gefedert und noch vor ihm ins Freie gesprungen. Sie grinsten einander zu und lockerten wie vor dem Jogging ihre Gelenke. Vom Strand her schlug ihnen Algengeruch entgegen. Algen und Fisch.

Dann hörten sie hoch über der Bucht ein Flugzeug. Sie sahen den silbernen Tupfen langsam gegen Osten ziehen, in den dun-

kelnden Himmel hinein. Eine Propellermaschine. Wie gemächlich diese alte Kiste doch flog! Aber wohin – hinaus in den offenen Ozean? Martin kam es vor, als wollte der Pilot mit seinem Brumnton nur die Tiefe der hereinbrechenden Nacht ausloten. Am Empfang gab es Fragen, sie hatten nicht reserviert, es musste der Computer befragt werden. Dr. Martin Holberg? Schließlich bekamen sie das einzige freie Zimmer, eine Art Jugendabsteige mit mehreren Einzelbetten. Na, es war ja gerade mal für eine Übernachtung.

»Duschen, nur duschen!«, rief Katha. Sie riss Martin den Zimmerschlüssel aus der Hand, schulterte ihren kleinen Rucksack und eilte hinaus, während er noch ein Formular ausfüllte. Zum Abendessen blieben sie im Motel. Andere Gäste hatten wohl die gemütlichen Fischstuben im Dorf bevorzugt, denn der Speisesaal war leer. Aber Martin wollte Katha nicht einer lachenden, schmatzenden, eng zusammengerückten, rundum genießenden Touristengruppe aussetzen. Sie hatte die Klinik erst vor zwei Tagen verlassen.

Der Saal des Motels war offensichtlich ein Mehrzweckraum. An der schmalen, fensterlosen Seite stand auf einem Podest ein altertümliches Schlagzeug samt Keyboard, Mikrofon und zwei abgestoßenen Boxen, und am Boden lagen verknäulte Kabel herum. Ringsum an den Wänden hingen die bleichen Gebeine der Wale sowie Vergrößerungen eindrucksvoller Aufnahmen. Die Bilder zeigten machtvoll aus dem Meer hervorbrechende Glattwale, aber auch gestrandete Kolosse, im Sand sterbend oder wohl schon tot, denn die Herumstehenden hielten sich Taschentücher vor die Nase.

Martin setzte sich sofort an einen Tisch, aber Katha war vor einer Vitrine stehen geblieben, in der die historischen Werkzeuge des Walfangs und der Walverarbeitung gezeigt wurden: Harpunen, riesige Speckmesser, Pieken, Haken, Speckgabeln, Schöpfer, Flenserschuhe mit Schneidmessern. Die Ausstellung war offenbar vom *Whale Conservation Institute* gestiftet worden.

»Total abscheulich«, bemerkte Katha, als sie an den Tisch kam. »Hast du gewusst, dass man in neuerer Zeit gezinkte Harpunen benutzt und mit einer Kanone abfeuert? Beim Einschlag öffnen sich vier Widerhaken und am Körper des Wals explodiert eine Sprengladung. Dazu eine Variante: eine scharf zugespitzte Granate, die tief eindringt und dem Opfer ein Riesenloch reißt. Diese Hurensöhne!«

Martin war froh, dass sie jetzt mit dem Rücken zur Vitrine saß. Als das Essen kam, pickte sich Katha nur ein paar Endivienblätter vom Teller und nahm keinen Bissen von ihrem Seelachsfilet. Da sie nach dem Duschen in aufgekratzter Stimmung gewesen war, hatte sie bei der Bestellung auf einer Flasche Rosé bestanden und kippte sogleich zwei Gläser hintereinander. Martin sah sich gezwungen, sein eigenes schnell zu leeren und sich von dem süßlichen Wein, den er nicht mochte, eilig nachzuschenken.

»Wir hätten uns in dieser Sache längst engagieren müssen«, erregte sich Katha, während sie ihn missbilligend beim Zerteilen, Aufspießen und Kauen beobachtete. Auf ihrer hellen, sommersprossigen Gesichtshaut waren ein paar rote Flecken entstanden. Sie wühlte wie verzweifelt mit der Linken in ihrem rotblonden Haar. »Deine ehrwürdige Familie ist seit fast hundertfünfzig Jahren in diesem Land aktiv. Sie hat sämtliche Schweinereien – gegen Indios, gegen Tiere, gegen die Natur – geduldet, vielleicht sogar mitgemacht und auf jeden Fall ihren Dividenden-Anteil eingestrichen oder so. Aber du hast mir ja schon bei den Gorillas nicht geholfen. Das war nicht fair, master. Lady Di hat sich total und ohne jede Berührungsangst für die verstümmelten Kinder in Afrika einsetzen dürfen, für die Opfer der Tretminen. Und wir, heute, hier?«

Martin konzentrierte sich auf sein Lachsfilet. Nicht widersprechen, nicht richtigstellen, nicht recht haben wollen! Damit befolgte er den Rat des Psychiaters Dr. Elias Königsberg. Aber schweigen war vielleicht auch nicht das Beste. Katha hob die Stimme, ging zum Angriff über: »Du verblasst übrigens immer

mehr! Deine Züge fließen auseinander. Ja, ich kann dich kaum noch erkennen. Du wirkst grau, konturlos, verwaschen – wie auf einem alten T-Shirt. Ist doch irre! Wer bist du eigentlich, man?»

Ein müder Oldtimer mit grauem Haar und grauem Bart. Sie hatte ihn schon einmal mit dem späten Julio Cortázar verglichen. Nichts dagegen: Viel lieber wäre er der große, skurrile Erzähler mit dem verwilderten Bart und dem Grübelblick im faltigen Jünglingsgesicht gewesen – statt dieses Phantombild jetzt, das Katha von ihm zeichnete. Doch nein, nur kein Wort des Widerspruchs, die Lawine könnte losbrechen. Nur mit naiver Verwunderung in dieses schöne, von innen her aufleuchtende und sich dann wieder erschreckend verdüsternde Gesicht schauen. Das lindert ihre Spannung, ja es beruhigt sie vielleicht. An ein Dessert oder an Kaffee war nicht mehr zu denken. Bei ihrem hastigen Verlassen des Speisesaals wandte Katha sich mit Nachdruck von der Vitrine ab.

Im Jugendzimmer setzte Martin sich auf eines der Betten und zog seinen Laptop und Arbeitspapiere aus der Reisetasche. Musste es sein, dass Katha vor dem Schlafengehen so sorglos herumlief, nackt bis auf ihr zart durchbrochenes Höschen? Kleine Brüste, die an seinem Gesicht vorüberwippten. Er entdeckte das Yin-Yang-Tattoo in ihrer enthaarten linken Leiste. Bisher hatte er nur die blasse Lotosblüte zwischen ihren Schulterblättern gekannt. Schnell wandte er sich dem Badezimmer zu, floh ihren Gutenachtkuss, überhörte ihr »Night, night, master!«, hockte sich auf den Klodeckel. Es war feuchtwarm hier drinnen von ihrem unendlichen Duschen; der Spiegel weiterhin beschlagen.

Bereits im Federbett vergraben, rief Katha ihm noch zu: »Morgen wird mir dieser Roberto Williams vorführen, wie er mit seinen Walen spricht! Er wird ihnen von meiner Empörung berichten können, von meinem Hass auf ihre Killer, meinem tiefen Mitgefühl und so. Wir müssen uns bei diesen Tieren ganz besonders entschuldigen. Jawohl, Herr Dr. Holberg! Schließlich haben wir es auch hier mit einer diskriminierten Minderheit zu

tun. Ihr Thema! Unsere Botschaft *mus* einfach rüberkommen. Du weckst mich morgen rechtzeitig, okay?»

Er versicherte es ihr; sie solle nur schlafen, er müsse noch ein paar Sachen erledigen. Er verließ den Raum, Laptop und Papiere unterm Arm, und suchte die Telefonkabine.

Die Verbindung mit Quemquemtréu kam sofort zustande. Rotraud Lagler war am Apparat. »Martin, wie schön dass Sie uns ...« Ob er zu dieser späten Stunde noch mit seiner Mutter sprechen könne, unterbrach er ihren voraussehbaren Wortschwall. Im Hintergrund hörte er Stimmen und Musik, es klang wie ein Wiener Walzer.

Rotraud lachte. »Aber ja, wissen Sie, wir sitzen gerade mit den Königsbergern in der Küche und spielen Mensch ärgere Dich nicht ... Und staunen Sie, Herr Doktor: Ich bin am Gewinnen! Komm, Clementine! Es ist dein Martin.«

Das Kichern verlor sich und Martin vernahm plötzlich das schwere, tiefe Atmen seiner Mutter. Es hörte sich unheimlich nahe an. »Na endlich. Was ist los, mein Sohn, wo bist du?«

»Mama, Katha und ich sind am Meer. Heute übernachteten wir in Puerto Pirámides, auf der Halbinsel Valdés ...«

»Aber das ist doch am anderen Ende der Welt! Ist euch etwas passiert?«

Siebenhundert Kilometer trennen die patagonische Küste von der Ortschaft in den südlichen Kordilleren nahe der Grenze zu Chile: neun Autostunden, tausend Meter Höhenunterschied, eine mit Felsbrocken übersäte Steppe, dann kahle Tafelberge; schließlich die immensen Wälder vor den schneebedeckten Gipfeln. Martin sah die Wohnküche auf der Farm lebendig vor sich, die ersten Sommergäste von Rotraud und Treugott Lagler, wie sie um den großen Esstisch vor dem Brettspiel saßen und um ihr Leben würfelten.

»Nein, gar nichts ist passiert. Buenos Aires haben wir wie geplant im Morgengrauen verlassen. Vorgestern habe ich Katha aus

der Klinik geholt. Ich habe ihr aber fest zusichern müssen, hier und in Gaimán zu unterbrechen. Sie ist jetzt auf einem Lady-Di-Trip. Der Arzt hat unserem Umweg zugestimmt, schon aus therapeutischen Gründen.«

»Also erklär mir jetzt bitte sofort diese neueste Spinnerei dieses Mädchens!«, rief die Mutter in barschem Befehlston.

»Mama, ich erzähle dir alles, sobald wir uns sehen. Das würde jetzt zu lang werden. Morgen früh fahren wir aufs Meer hinaus, um Wale zu sichten. Es gibt da einen Fremdenführer, der mit ihnen sprechen kann. Jedenfalls behauptet er das. Und dann geht es gleich weiter nach Gaimán, zur Princess of Wales.«

»Jetzt hör doch auf damit!«, unterbrach ihn die Mutter. »Mach diese Verrücktheit nur nicht wieder mit, Martin. Was versprichtst du dir davon? Ein sauberes Paar: das durchgedrehte Tschapperl und ihr depperter Begleiter, der Herr Professor ...« Der Mutter schien in der aufgeregten Rede die Luft auszugehen. »Wann seid ihr endlich bei uns?«, keuchte sie.

»Übermorgen, Mama, übermorgen. Ich habe morgen Abend noch ein ganz wichtiges Treffen mit der Mapuche-Gemeinde in Huemules; es geht um Landeigentum. Und du weißt ja, an der Silvesterfeier bei den Laglers liegt mir nichts. Deinen Freund Königsberg habe ich sowieso erst vorige Woche wieder besucht.«

Eine Pause. Im Hintergrund weiterhin dieser Walzer – den kannte er zur Genüge. *Wiener Blut, Wiener Blut ...*

»Na, dann immer hin zu deinen Indianern. Die gehören wenigstens zu deinem Beruf.«

Ihr Ringen um Luft hörte sich beängstigend an. War er nicht zu direkt, zu grob gewesen mit der alten Dame? Aber sie hatte noch genug Schwung, um fortzufahren. »Dass du mir ja nicht bei meinem Geburtstag fehlst. Am ersten Ersten Zweitausend. Mein neunzigster – und sicherlich mein letzter ... Hoffentlich!«

»Mama, noch lange nicht. Wie geht es dir denn sonst?«

»Na weißt du, der Lindenbaum steht wieder in voller Blüte, Martin ... Herrlich, dieser Duft! Das ist keine Zimmerlinde.

Siegmund Rohr, der alte Filou, kommt zum Fest, die Cirigianos auch, Elias und Gretl sind ja schon hier – und, zum ersten Mal, ein Ehepaar Krohn.« Sie senkte die Stimme, sodass Martin sie nur mit Anstrengung verstehen konnte. »Weißt ja eh – Gretls Neffe. Der Zahntechniker. Aus Israel. Aber sehr nette Juden. Nur, die Frau versteht blöderweise kein Wort Deutsch.« Und gleich darauf wieder ziemlich laut: »Dein Sohn Gabriel wird dieses Mal wie ein Erzengel auf seinem Drachen vom Himmel herunterschweben – das hat er mir versprochen. Und der gute Treugott wird uns wieder das traditionelle Lamm zubereiten. (Das Lamm muss ich erst noch schlachten!«, hörte Martin den Farmer aus der Tischrunde herüberriesen.) Seine Rotraud sorgt für die Mehlspeisen und Salate – und unser weiser Dr. Königsberg wird natürlich zu allem seinen Senf geben.«

Wieder Schweigen, Walzer, Gekicher. Sie hat sich wohl der Tischrunde zugewandt, dachte Martin – und erschrak, als er die Mutter wutbebend in sich hineinsprechen hörte: »Ja, Fickramichell!« Es kam unterdrückt aus der Hörmuschel, leise, doch ganz real, und nochmals, falls er an der Unflätigkeit gezweifelt haben sollte: »Fickramichell!« Ein Kehllaut, wohl nur für ihn hörbar. Und dann verstand er, was die Mama so außer sich gebracht hatte, denn sie kommandierte laut: »Rotraud, dass du mir ja nicht den Läufer rausschmeißt, zähl noch einmal!« Es klickte. Clementine Holberg hatte ihren Sohn vergessen und einfach aufgelegt.

Martin rief nicht wieder an – er wollte das Mensch ärgere Dich nicht kein zweites Mal unterbrechen. Wie er diese Abende auf dem Tilo-Hof doch kannte! Anfangs roch es in der großen Wohnküche immer noch nach dem abgeräumten Abendessen, nach deftiger Südtiroler und böhmischer Kost, oder nach Rotrauds patagonischen Varianten, und bald darauf duftete es nach Pfefferminztee, den die vom Lachen geschüttelte Wirtin den Gästen braute, »zur besseren Verdauung«, wie sie ihnen versicherte und dabei anzüglich ihren Steiß nach hinten reckte. Da saßen sie dann alle zusammen: Treugott, der Bergbauer mit seinem

Fidel-Castro-Spleen; Elias Königsberg, der greise Psychiater und Weltmann mit seiner oft händeringenden Ehefrau Gretl; und Mutter Clementine, herrisch die Spielszene überwachend. Er versuchte, sich seine Katha in diese Runde hineinzudenken – oder auch Gabriel, den Sohn, der vor zwei Jahren ohne ein Wort des Abschieds die Wohnungstür hinter sich zugeschlagen hatte und seither nichts mehr von sich hören ließ. Die Vorstellung war bedrückend.

Kein Internetanschluss für seinen Laptop. Das hätte er voraussehen können. Hier, südlich des zweiundvierzigsten Breitengrads, begann die Kommunikationswüste. Man war auf wenige Oasen wie Luxushotels oder Internetcafés angewiesen. Aber er wusste auch dies: Sehr bald würde ihm selbst in Patagonien das ständige Bedürfnis abhanden kommen, weltweit Verbindungen herzustellen, die *New York Times* zu lesen und wichtigen Infos nachzujagen. Das kam alles von sehr weit her. Hier betrat man die Einsamkeitsgesellschaft.

Immerhin konnte er dann doch im Büro hinter der Rezeption eine Mail an den Bürgermeister von Huemules, Ingenieur Jorge Jones, aufsetzen: Erst morgen, am 31. Dezember, werde er eintreffen. Die Sitzung mit den Vertretern der Mapuche-Gemeinde sei für neunzehn Uhr anberaumt. Das Projektdokument, das er und sein Team im Auftrag der Stiftung *Boden und Frieden* und der UNDP ausgearbeitet hätten, liege den Sprechern der Indigenen seit zwei Wochen vor. Er wolle zunächst nur ihre Stellungnahme dazu hören. Die Mapuche müssten indessen berücksichtigen, dass der argentinische Eigentümer des hundert-siebenundachtzigtausend Hektar umfassenden Landstrichs dem Käufer, einer niederländisch-amerikanischen Aktiengesellschaft, nichts von den alten Siedlungsrechten der Indios verraten habe. Der Rechtsstreit sei eingeleitet und werde sich noch lange hinziehen. Die Käuferseite habe indessen Verständnis für die unverschuldet schwierige Lage, in welche die kleine Gemeinde geraten

sei; schließlich wären ja beide Seiten vom argentinischen Verkäufer hinters Licht geführt worden. Daher biete ihnen das Unternehmen, obwohl es dazu nicht verpflichtet sei, ein großzügig bemessenes, von Experten gründlich ausgearbeitetes Projekt an; es enthalte eine ganze Palette von Maßnahmen für die nachhaltige Entwicklung der Mapuche-Siedlung, wenn auch an einem anderen Ort. Die Firma erwarte einen offenen, aber vernünftigen Gedankenaustausch über ihr Angebot. Abschließend bat er den Bürgermeister, auf Kosten des Unternehmens alkoholfreie Getränke bereitzustellen und entschuldigte sich für den Termin. Er wisse, dass alles für die Silvesterfeier vorbereitet sei, noch dazu für den Beginn eines Jahrhunderts und eines neuen Jahrtausends, und er bedanke sich schon einmal im Voraus für die bereitwillig gewährte Hilfe. Am Morgen danach müsse er allerdings sehr früh nach Quemquemtréu aufbrechen.

Martin Holberg las seine Epistel nicht mehr durch. Viel zu lang geraten, zu institutionell gestelzt: »Palette«, »nachhaltige Entwicklung«, »offen, aber vernünftig« – erschwerte das eine denn zwangsläufig das andere? Also rasch auf »send« klicken und weg mit dem Scheiß! Sowieso waren die Aussichten für das ganze Vorhaben eher trüb. Alter Sperrmüll aus seinem auslaufenden Beruf – aus seinem früheren Leben schon –, den er mit Dr. Elias Königsberg, seinem Seelen-Bulldozer, noch immer nicht ganz weggeräumt hatte!

An der Bar – er musste nach der Bedienung klingeln – ließ sich Martin eine Flasche Pinot Noir entkorken und ein Glas geben. Seitdem Katha – wenngleich mit Rückfällen wie vorhin – nicht mehr trank, verbarg er vor ihr seine Sucht. Er hatte einen dieser neuen patagonischen Weine verlangt, die in Buenos Aires in Mode gekommen waren. »Saurus« stand auf dem Etikett, quer über dem fein gestochenen Umriss eines Patagosaurus. Der Kellerei war wohl bewusst gewesen, dass diese Weltgegend seit Darwins Entdeckungsreise weit eher für urzeitliche Fossilien als für irgendwelche Weinsorten bekannt war.

Martin trat vor das Motel. Auf dem Parkplatz stieg ihm wieder der Algen- und Fischgeruch in die Nase. Obwohl er vorgehabt hatte, sich noch den Himmel über der Brandung anzusehen, warf er sich in den Wagen und schob eine Erik-Satie-CD ein. Er hob das Glas gegen die Lichter des flachen Gebäudes, füllte es und prostete dem kauzigen Komponisten zu: »Ein edler Tropfen aus dem Jurassic Park!« Der Wein war höchst genießbar, weshalb Martin den Namen »Saurus« wegen der naheliegenden Pointe nicht glücklich fand – aber die ergab sich im Spanischen ja eh nicht. In Gedanken und Selbstgesprächen pendelte er unbewusst zwischen beiden Sprachen hin und her. Das setzte sich in den Träumen fort. Das verdankte er der Mutter, die darauf bestanden hatte, mit ihm ohne Unterlass ihr österreichisches Deutsch zu sprechen. So hatte sie es auch von den Enkeln verlangt und eigentlich von allen, die ihr näherkommen wollten. Bei Elias führte es zu dialektaler Komik: Der stammte aus Fürth und versuchte in Hörweite Clementines immerzu, seinen mittelfränkischen Originalton zu verwienern.

Kathas Parfüm im Wageninneren. Er sieht sie im Bett, nach ihrer Art chaotisch in die Decke verknäult, das rotblonde Haar über dem Kissen ausgeschüttet. Sie schläft. Das Profil, ihrer Mutter so ähnlich! Judith hatte die täuschend simplen Klavierstücke Saties nur zur eigenen Beruhigung gespielt, den gemessen dahinschreitenden *Gymnopédies* mit einem Lächeln nachgesonnen. Die Erinnerung an ihr Sterben sickerte nicht ein, nahm nicht allmählich Gestalt an, ließ die Bilder und Stimmen und Laute jener Tage nicht langsam aus der Vergangenheit an ihn herankommen. Nein: Es bricht stets auf einmal herein – ungestüm, brennend, stechend, schneidend, schrill. Er hielt den Atem an, bis es abgeklungen war.

Wie doch ein beständiges, gleichsam etabliertes Unglück einen immer wieder gnädig und hinterhältig in die Normalität entläßt! Es taucht im Tagesablauf unter, stellt sich tot – und packt dann unversehens wieder zu, zwingt dich unter sein Joch zurück.

Katha, wochenlang den ganzen Tag im Bett der toten Mutter, in den Fernseher stierend, die Knie ans Kinn gepresst ... Doch gleich darauf ließ Martin dieses heute noch beklemmende Bild der Tochter von einer lichten, schwerelosen Szene aus ihrer Kindheit überstrahlen. Sonnige Camargue, fröhliches Saintes-Maries-de-la-Mer: Er steht im Kreis der Zuhörer um Manitas de Plata, fühlt Kathas leichte Last auf den Schultern, wird entführt vom rauen *Cante Jondo* und den langsam ertasteten, plötzlich aufbrausenden Akkorden der Gitarre. In der Gruppe lassen einige ihre Köpfe lose taumeln, andere, wie Judith und der kleine Gabriel, schlagen rhythmisch, wenn auch kaum hörbar, die Handflächen zusammen. Katha hat ihre Ärmchen um seine Stirn geschlungen. Sie beugt sich herunter, flüstert ihm ins Ohr: »Gelt, Pa, die Zigeuner sind doch lieb.« Nur Glücksgefühl, Lebensglanz, leuchtende Zukunft lag in dieser Erinnerung.

Martin nahm einen kräftigen Schluck aus dem Glas. Waren die Saurier Warmblüter gewesen? »Nun sind wir endlich aufgebrochen«, hörte er sich laut denken. Er war todmüde, schloss die Augen, und vor ihm erstreckten sich in die Nacht hinein und ineinander fließend all die Fahrbahnen dieses langen Tages, wie von Scheinwerfern aus der Finsternis gerissen. »Katha und ich, wo rollen wir hin?« In ein neues Jahrhundert, in das dritte Jahrtausend, zu den Walen, zur Gedenkstätte der Lady Di, zu den Mapuches und zum neunzigsten Geburtstag der Oma, die immer noch seine Mutter war. Ein volles Programm.

Katha. Schon in der ersten Sitzung bei Dr. Elias Königsberg hatte er herausgehört, dass im Grunde sie es war, die hinter seinen Fragen und Zweifeln steckte. Rücksichtslos und ganz gegen seine Art hatte er sich ausgeschüttet, in das zuhörende Gesicht des alten Psychiaters hinein – und jetzt war ihm, als hätte am Ende der maßlosen Fahrt durch die Pampas dessen zerklüftete Physiognomie schon wieder auf ihn gewartet. Ja, er musste Katha dankbar sein! Aber auch Gabriel. Dankbar, dass sie ihm nach dem Tod Judiths das einfache Weitertröten unerträglich gemacht hatten.

Mitten im besänftigenden Klavierspiel fielen Martin wieder die Mapuche ein, auf die er morgen treffen sollte. »Mon cher Satie, es muss, es *wird* mein letzter Auftritt sein!«, schwor er mit erhobenen Glas. »Ich werde diesen Job bereits wie im Rückblick ausführen, sozusagen postum, post mortem.« Und, nun an die imaginäre Gemeinde des morgigen Tages gewandt: »Das sagt euch ein Minderheitenschützer der Vereinten Nationen, der sich nichts mehr vormacht. Euch, fernen Nachfahren des patagonischen Urvolks, Erben der Kaziken und Pferdediebe Namuncurá und Calfucurá, habe ich immer nach dem Mund geredet, euch in euren absurden Hoffnungen bestärkt, all das offizielle Geseire nachgeplappert. Allein von der Sprache bin ich mittlerweile dermaßen saturiert, dass ich eine geheime, hundsgemeine Abneigung dagegen entwickelt habe, meine kostbare Zeit und schwindende Energie weiterhin an eure schäbigen Interessen zu verschwenden!« Hierauf noch ein Schluck.

Vor zwei Jahren, in Buenos Aires, war er zum ersten Mal in Dr. Elias Königsbergs Sprechzimmer gesessen und hatte mit umherschweifendem Blick ringsum geometrische Webkunst aus Peru wahrgenommen – und dabei, sonderbar genug, die nackten Fußknöchel des Arztes entdeckt, die er sogleich in seinen Diskurs integrierte: »Gibt es denn irgendwo noch festen Boden für einen einfältig und barfüßig gewordenen Sozialwissenschaftler? Wohin führt mich – wenn ich denn einen haben sollte – mein Weg?«

Er hatte zu Beginn der Sitzung noch, wie jeder Berufstätige, großmülig von seiner Arbeit gesprochen: immer neue Vorhaben zum Schutz von Minderheiten, zum Abbau von Vorurteilen, zur Aufhebung diskriminierender und exkludierender Barrieren – aber dann die »nagenden Zweifel« angemeldet. In merkwürdig synchroner Weise habe der Tod seiner Frau auch die (eigentlich erwachsenen) Kinder verändert. Gabriel, immer schon untermotiviert, habe sich vehement vom vermeintlich erfolgreichen Vater als Vorbild losgesagt. Katha habe offenbar gegen die

Zwänge ihrer hohen und vernunftlastigen Intelligenz rebelliert, sie dabei vermutlich beschädigt. Womöglich war das alles schon wie auf dem Sprung in ihnen gelegen, latent wie ja bei ihm selbst auch: Denn er war ebenfalls ans Ende seiner gesinnungstüchtigen Überzeugungen gelangt – am Ende seines Lateins, wie man sagt. »Ich habe wohl über vierzig Jahre lang an eine bessere Gesellschaft geglaubt, dafür gearbeitet, andere dafür arbeiten lassen und gutes Geld damit verdient. Aber kann ich jetzt immer noch der von Katha und Gabriel überführte Sandwich-Mann sein, der auf dem vorderen Plakat stolz ›Prof. Dr. Martin Holberg, Spross einer namhaften argentinischen Familie, Beauftragter für Minderheitenschutz der UNDP‹ verkündet – hinten jedoch aufmotzend bekannt gibt: ›Ich scheiß drauf!‹? Also einer, der radikalste Gegensätze in sich herumträgt und nur versucht, sie schwebend im Gleichgewicht zu halten?« Obendrein verkaufe er sich ja auch noch schick und teuer als »Denker« auf dem Konfliktfeld »Biosozologie und Ethik«. Hinter solch einem umfassenden humanistischen Angebot dürfe eine gereifte, weise Persönlichkeit erwartet werden, ein Wiedergänger von Lévi-Strauss etwa – nicht ein inwendiger Zweifelbruder, ein an seiner Sache und an sich selbst Verzweifelnder, ein Defätist und potenzieller Saboteur des eigenen Gewerbes.

Elias Königsberg hatte damals ausführlich genickt – ganz Ohr, aber eben nur Ohr. Es war das erste Mal, dass Dr. Martin Holberg irgendjemandem gegenüber seine Schwächen so eindringlich eingestand. »Anfangs habe ich gemeint, ich könne eventuell mit Kathas neuer, spontan-erratischer Lebensführung mithalten. Auch meinem Sohn wollte ich zeigen, dass ich nicht mehr der pädagogische Pedant bin, der ihm verhasst ist. Doch es war mir nicht möglich, gemeinsame Sache mit den beiden zu machen. Ich kann mein Leben nicht zurückspulen und alles ignorieren, was sich angehäuft und in mich eingefressen hat. Die Lebenslast lässt sich nicht einfach abwerfen, sie muss mein eigener Stoff bleiben, um die reinigende Verwüstung meines Inneren zu ermöglichen.